

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 19

Artikel: Herr und Frau Friedrichsen
Autor: Lernet-Holenia, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671607>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

H E R R U N D F R A U F R I E D R I C H S E N

1

Dass Christian Detlev Friedrichsen die Wilewska heiratete, geschah gegen den ausdrücklichen Wunsch seiner Familie, die zu den angesehensten zählte; und auch entfernte Verwandte, wie Borchards, die Ascheburgs und Oswalds, gaben ihrer Unruhe auf beherrschte, aber unzweideutige Weise Ausdruck. Den Wilewskischen Adel hielt man nicht einmal für wert, dass man darüber lache; Anhang hatte die Braut keinen, oder es zeigte sich keiner — das mochte noch das beste von allem sein; und was ihre Person an sich betraf, so wusste man weder, woher sie kam, noch was von ihr zu erwarten sein werde — oder vielmehr: man glaubte es nur allzu gut zu wissen. Das Ganze war dem Patriziat eine Gelegenheit, sich, ob nun bewusst oder unbewusst, am Adel, von dem es immer ein wenig über die Schulter angesehen ward, zu rächen und ihn für völlig windig zu nehmen, und zugleich in einer Zeit, zu welcher sonst die Familie nichts mehr und rasch erraffter Reichtum alles galt, auch nach untenhin so zu tun, als gelte der Reichtum nichts und die Familie alles.

Friedrichsen jedoch zerstörte diese Selbstgefälligkeit indem er den Finger sogleich auf die eigentliche Wunde legte und erklärte, für den Umstand, dass seine Ehe das Ansehen und die Bemühungen des eigenen Handelshauses sowie der andern Hand in Hand damit arbeitenden Häuser nicht im geringsten gefährden werde, stehe er ein; denn alsbald werde seine Frau ganz wie die andern Frauen der Friedrichsen werden. Er sagte das auf eine so ruhige, seltsam sichere Art, dass man sich schliesslich den Anschein gab, es ihm auch zu glauben; und seine Kusinen, die mit ihm schon gespielt hatten, als er ein Kind gewesen, und nun, wenngleich alte Jungfern, immer noch ein wenig in ihn verliebt waren, behaupteten, eigentlich sei er seit jeher ein unheimlicher Mensch gewesen.

Die Trauung jedenfalls fand statt, und darnach küssten die Herren der Verwandtschaft, trotz ihren

Bedenken oder eben deshalb, die Braut auf den Mund; und die Damen neigten sich zu ihr und küssten neben ihren ein wenig mongolischen Backenknochen und ihren Wangen, in denen ein Schatten lag, die Luft. Erstaunlicherweise ging dann auch viele Jahre alles gut. Wera Friedrichsen, geborene Wilewska, hatte zwar im Hause nichts zu vermelden. Stets gingen Dienstleute hinter ihr drein, um die Unordnung, zu der sie neigte, wieder zurechtzumachen; auf die Erziehung der beiden Kinder, die sie zur Welt brachte, vermochte sie keinen eigentlichen Einfluss zu üben; und waren die Oswalds, die Ascheburgs oder die Steinbrinks zu Tische gebeten, so spielte die Mahlzeit sich tadelloser und würdiger ab als bei ihres Mannes Mutter, der alten Friedrichsen selbst. Zwei gutaussehende Menschen, ein Offizier vom Stabe der 81. Infanteriebrigade, der aus Lübeck herüberzukommen pflegte, und ein Gutsbesitzer aus dem Holsteinischen, interessierten sich im Laufe der Jahre für Wera. Sie unterhielt sich zwar gerne mit ihnen; nach einiger Zeit aber gaben sie, der eine wie der andere, ihre Bemühungen auf, niemand wusste genau warum — vielleicht weil das ganze Leben dieser Frau sich allzusehr unter dem Einfluss ihres Mannes abspielte, als dass sie sich mit andern Männern wirklich hätte beschäftigen können. Sie las nun viel. Es waren französische und polnische Romane, die sie las, diese wie jene auf ziemlich schlechtes Papier gedruckt als käme es auf die Ausstattung, auf die Solidität nicht an und als sei das Wichtige ohnedies nur in den Büchern selbst. Meist waren es Liebschaften, die in diesen Büchern so wichtig genommen wurden. Aber oft liess sie sie sinken und blickte vor sich ins Leere. Dann hätte man meinen können, sie liege, an irgendeinem Nachmittag, in einem galizischen Gutshaus auf dem Divan, und vor den offenen Fenstern dehnten sich der vernachlässigte Garten und die sandigen Felder so endlos, wie sie sich seit eh und je gedehnt; den Händen der Lesenden aber sei das Buch entglitten, und sie klage einem versäumten Leben nach. Doch konnte es auch ebensogut wieder das der Friederichsen sein, in welchem sie lag und träumte, man wusste nicht wovon. Denn es gab eigentlich keinen Unterschied zwischen diesen beiden Häusern, dem verschuldeten polnischen und der penibel gehaltenen Villa der Friedrichsen in Blankenese — für sie, die Träumerin, nicht; oder wenn es dennoch einen Unterschied gab, so war er oberflächlich wie die Behauptung, dass das Papier der Romane schlecht sei.

Eines Tages eröffnete er ihr, dass sie andern Abends eine Gesellschaft zu geben hätten; und wegen Anwesenheit zweier Senatoren, deren Zähne nicht mehr die besten seien, sollten die Speisen leicht zu kauen sein — Pasteten und Fisch schlage er vor. Dergleichen Mitteilungen machte er, in alle Einzelheiten gehend, immer zuerst ihr, wenngleich sie mit den Vorbereitungen, von denen er sprach, gar nichts zu tun hatte. Diesmal entschuldigte er sich überdies auch noch der geringen Zeit wegen, die bis zum kommenden Abend zur Verfügung stehe; er habe aber — so sagte er — die Gäste in einiger Eile zusammenbitten müssen, zu Ehren eines soeben eingetroffenen Herrn von Ferraris, eines Vertreters der Wiener Hochfinanz.

Sie erbleichte, als sie diesen Namen hörte, und der Schatten auf ihren Wangen ward noch um eine Spur tiefer. Sie wollte etwas erwidern, eine bestimmte Frage stellen, brachte aber nicht heraus. Zudem verliess ihr Mann auch schon das Zimmer, um der Dienerschaft nun die eigentlichen Anweisungen zu geben; und noch im Laufe des Tages wurden von Ferraris zwei goldgeränderte Karten und ein Karte seiner Frau, auf welcher sich jedoch ihr Mädchenname vermissen liess, sowie ein Strauss dunkelroter, fast schwarzer Rosen gesandt.

Am folgenden Abend erschienen die Gäste, dabei Ferraris selbst. Als er auf dem Vorplatz Hut und Mantel abgab, ereignete sich ein Zwischenfall. Dem Diener nämlich, der ihm die Sachen abnahm, ward unwohl, und er konnte kaum mehr die Küche erreichen, wo er in einer Art ohnmächtiger Starre auf einen Sessel niedersank. Friedrichsen, der die Unruhe merkte, eilte dem Menschen sofort nach und wollte ihm beistehen; da das übrige Personal aber versicherte, solche Zufälle seien bei dem Mann nicht eben selten, auch hier im Hause habe er sie schon zwei- oder dreimal gehabt, denn er sei eigentlich ein Spökenkieker, zuckte der Hausherr die Achseln, erklärte, dergleichen gebe es nicht, der Anfall müsse andere Gründe haben, beurlaubte den Diener für den Abend und kehrte zu den Gästen zurück.

Inzwischen schien Ferraris sich mit der Hausfrau schon bekannt gemacht zu haben, denn er stand bereits im Begriffe, die übrige Gesellschaft zu begrüßen. Er war ein hochgewachsener Mensch zwischen vierzig und fünfzig und sah vortrefflich aus. Doch war zu vermuten, dass er sich in den kommenden Jahren einer leichten Schwammigkeit nicht werde erwehren können. Sein Schnurrbart,

dessen Enden ihm ein wenig über die Mundwinkel hingen, verlieh ihm, insonderheit in diesem Kreise, den Anschein von Fremdartigkeit. Zudem trug er Ringe. Frau von Ferraris, wesentlich jünger als ihr Mann, war eine Person von ungewöhnlicher Schönheit. Doch liess sich an Kleinigkeiten merken, dass es weder um ihre Herkunft noch um ihren Verstand zum besten bestellt sein könne. Zwar sprach sie wenig, wenn sie aber sprach, machte es den Eindruck seltsamer Leere.

Durch ihren Mann war Wera über die Geschäfte, die jeweils in Schweben waren, kaum unterrichtet. Diesmal aber erriet sie aus gewissen Andeutungen, dass es sich um den Ausbau von Schiffahrtslinien im Mittelmeer und um die Errichtung von Oelstationen handle. Zu diesem Zwecke, so schien es, traf das österreichische Kapital Anstalten, mit dem deutschen, oder umgekehrt, das deutsche mit dem österreichischen, Hand in Hand zu gehen.

Ferraris gab sich auch weiterhin den Anschein, als habe er Wera nicht gekannt. Nur in einem Moment, als sie unter vier Augen waren, konnte er sich zu sagen nicht enthalten:

«Nun, und wie fühlst du dich eigentlich hier unter diesen Botokuden?»

«Ich hätte nicht gedacht», erwiderte sie, «du könntest es je wieder so weit bringen, dass anständige Menschen dich in irgendeiner Angelegenheit zu andern anständigen Menschen schicken.»

«Ach», lachte er, «anständig! Seid ihr's denn hier, und sind wir's denn dort?»

Damit wandte er sich zu einer Gruppe anderer Gäste.

Später fragte Friedrichsen seine Frau, wie Ferraris ihr gefalle.

«Nicht sonderlich», sagte sie.

Ueber Frau von Ferraris verloren sie freilich beide kein Wort.

Die meisten Leute halten den Gedanken, alles könne vorherbestimmt sein, für so unerträglich, dass sie sich, statt ihrem gewöhnlichen Hange zur Bequemlichkeit zu folgen, dem Unabänderlichen nicht beugen wollen und lieber der unbequemen und verpflichtenden Vorstellung hingeben, sie seien für ihr Schicksal verantwortlich und könnten es gestalten, wie es ihnen beliebe. In Wirklichkeit aber tun sie nichts, als was die Folgen dessen sind, was sie schon getan haben. Wäre nämlich die Zukunft auch noch so ungewiss, die Vergangenheit ist es nicht. Alles Geschehene ist unwiderruflich geschehen und hört weiterzuwirken nicht auf.

Als Friedrichsen seiner Familie erklärt hatte, dass er für seine Frau einstehe, hatte er es nicht leichthin erklärt. Denn er kannte die Vergangenheit seiner Frau. Aber er hatte sich auch gesagt, dass er für ihre Zukunft nur dann eintreten könne, wenn er ihre Vergangenheit aus der Welt schaffe; und weil Vergangenes nicht wirklich aus der Welt zu schaffen ist, so hatte er sich gesagt, dass er dem Menschen, der davon hätte reden können, den Mund verschliessen müsse.

Dieser Mensch war Ferraris. Löschte er den Schatten, der von ihm auf das Leben Weras fiel, nicht aus, so würde er, dieser Schatten, immer wieder auf ihr Leben fallen. Wäre sie die Frau eines belanglosen, wenig vermögenden Menschen geworden, so hätte Ferraris sie zweifellos vergessen. Da sie aber Friedrichsens Frau geworden war, so *musste*, bei einem Menschen wie Ferraris, der Augenblick kommen, wo er sich ihrer wieder besann.

Friedrichsen verfolgte seinen Vorsatz jahrelang, ohne dass seine Frau es auch nur ahnte. Sie ahnte es so wenig, wie sie davon wusste, dass er ihr ganzes Leben besser kannte als sie selbst. Denn ohne sich auf das genaueste davon unterrichtet zu haben, hätte er nicht gewagt, sie zu heiraten. Er erfuhr entwürdigende Dinge, heiratete sie aber dennoch. Nur um so eher aber machte er sich daran, wieder auszulöschen, was ihr Dasein befleckt hatte.

Er handelte mit grosser Umsicht. Er spann, durch eine ganze Zahl von Vertrauensmännern, seine Fäden nach Wien und liess keinen Gedanken aufkommen, dass die Pläne, die man dort zu entwerfen glaubte, von ihm selber stammten. Er verfolgte diese Pläne keinen Augenblick in Wirklichkeit, sie dienten ihm zu nichts als zur Einleitung seiner eigenen, eigentlichen Absichten. Er brachte, da wie dort, je eine Gruppe von Interessenten auf die Beine und war, sobald er seinen Zweck erreicht haben würde, entschlossen, alle wachgerufenen Interessen im Stich zu lassen. Er veranlasste, dass man Ferraris, der bisher ein wenig beachteter Faiseur gewesen war, zum Exponenten der Wiener Gruppe machte, hob ihn hoch, um ihn um so tiefer zu stürzen, und lud ihn schliesslich zu sich, um das Werk der Vernichtung zu vollenden.

Dabei vernichtete er ihn nicht einmal aus unbedingter Notwendigkeit, sondern aus Vorsicht — welche die höchste Notwendigkeit sein mag. Er hatte dafür keine andere Entschuldigung als die Rücksicht auf das Ansehen seines Hauses, das er

durch seine Ehe gefährdet hatte, und die Liebe zu seiner Frau. Dennoch nahm er, was er tat, nicht leicht. Er nahm es so wenig leicht wie die Erklärung, die er in betreff seiner Frau abgegeben hatte. Wir wissen nicht, ob er sich das, was er sagte, zu unrecht sagte oder nicht; doch war es seine Ueberzeugung, dass zwar ein Vermögen noch aus Geld bestehe, Reichtum aber aus Verpflichtungen, und dass ein Mensch, der über fast unbegrenztes Vermögen verfügte, auch die Verpflichtung zu anderen Entschlüssen habe, als ein Niemand und Gatte einer belanglosen Frau.

Er hatte zwar all die Zeit gehofft, dass irgendeine Fügung des Schicksals ihm das Aeusserste abnehmen werde. Aber das Schicksal nimmt nur Dummköpfen etwas ab.

Als er beschloss, Ferraris zu richten, schritt er an die Vollstreckung eines Urteils, das er selber gefällt hatte. Im allgemeinen, heisst es, richte der Staat. Vielleicht richtet auch Gott. Wenn beide versagen, richtet der Mensch.

4

In den nächsten Tagen machte das Ehepaar Ferraris Besuche in der Stadt und ward im allgemeinen gut aufgenommen. Auch war nun viel von dem Mittelmeerprojekt die Rede. Denn es war ein grosses Projekt, und die Handelsteile der Zeitungen griffen es auf. Nach einiger Zeit aber verstummten, ziemlich unvermittelt, diese Gespräche und Notizen. Es hiess, italienische Reeder, in ihren Interessen arg bedroht, widersetzten sich dem Plane.

Widerstände solcher oder ähnlicher Art hätte man jedoch längst voraussehen müssen. Dennoch geschah nichts, ihnen zu begegnen. Es war also zu schliessen, dass das Stocken der Verhandlungen andere Gründe habe; und in der Tat wurden die Gerüchte vom Eingreifen der Italiener ausschliesslich von Ferraris in Umlauf gesetzt. Die Gruppe Friedrichsens setzte keinerlei Gerüchte in Umlauf. Ferraris selbst nämlich — so erwies es sich — war die Ursache, dass nicht mehr verhandelt wurde. Denn man hatte Informationen über ihn eingeholt, und diese Informationen waren schlecht. Als bald erstreckte sich das Misstrauen, das man gegen ihn gefasst hatte, auch auf seine ganze Gruppe; und an weitere Unterhandlungen war nicht mehr zu denken.

Friedrichsen gedachte dieses Umstandes vor seiner Frau nur nebenbei, als nämlich davon die



Küchendienst Photo E. Geissbühler

Rede war, dass die Michahelles einen Empfang, der für das Ehepaar Ferraris gedacht gewesen war, abgesagt hätten.

«Dass doch die Oesterreicher», sagte er bedauernd, «niemand besseren zu schicken gewusst haben als diesen Ferraris!»

Sie zitterte davor, dass er weiter auf dem Gegenstand verharren könne. Doch wandte er sich anderen Dingen zu.

Ferraris aber gab sich den Anschein, als sei er persönlich noch wohlgekommen, ja er bestand darauf, in Gesellschaft der Friedrichsens sogar Bälle zu besuchen und sich mit ihnen zu zeigen; und da Friedrichsen es gewesen war, der ihn in die Stadt eingeführt hatte, so konnte er ihn auch nicht so plötzlich fallen lassen. Schon auf dem ersten Ball jedoch, den man besuchte, ward er von Frau von Ferraris in solchen Beschlag gelegt, dass er sich genötigt sah, mit ihr auf eine Zeit im Gedränge unterzutauchen; und diese Gelegenheit benützte Ferraris sofort zu einer Aussprache mit Wera.

«Du könntest», sagte er, «die Gnade haben, deinem Mann dieses Mittelmeerprojekt zu empfehlen. Du wirst vielleicht gehört haben, dass es im Begriffe ist, zu platzen. Es liegt mir aber sehr viel — wenn nicht alles — daran, dass es dennoch zustande kommt.»

Sie erwiderte, dass sie mit ihrem Mann nie über geschäftliche Dinge rede.

So werde sie es, gab er zurück, in diesem Falle dennoch tun, statt weiterhin bloss wie eine Kuh mit ihm zu leben und sich von ihm füttern zu lassen.

Dieser landwirtschaftliche Vergleich brachte sie in Harnisch.

«Mein Mann», rief sie, «hat gesagt, man hätte aus Wien jemand andern schicken sollen als dich — und ich finde das begreiflich!»

«Man hat mich nicht geschickt», fuhr er auf, «sondern dein Mann hat ausdrücklich mich als Unterhändler verlangt! Um so unbegreiflicher ist es also, dass nun ...»

«Wieso?» rief sie und sah ihn, aus der Fassung gebracht, an. «Er kannte dich doch gar nicht! Oder was hat er von dir gehört? Was weiss er? Sag mir, was er von uns weiss!»

«Von uns nichts. Von dir noch nichts. Aber ich werde dafür sorgen, dass er alles Einschlägige erfährt, wenn du nicht tust, um was ich dich bitte!»

«Niemals!» rief sie empört. Niemals werde sie ihren Einfluss, den sie übrigens in geschäftlichen Dingen gar nicht habe, für eine Sache geltend

machen, von der sie überzeugt sei, dass sie genau so gemein, ja niederträchtig sei wie alles, was er, Ferraris, je unternommen; und er gab erbittert zurück: natürlich könne nur die Borniertheit eines Frauenzimmers schuld sein, wenn es misslinge, diesen Hanseaten das Fell über die Ohren zu ziehen. So stritten sie hin und her, bis Friedrichsen und Frau Ferraris wieder erschienen — er mit der Spur eines Lächelns um den Mund, und sie mit einem Gesichtsausdruck, der noch leerer, ja dümmlicher war als sonst. Auch trennte man sich bald darnach, denn von beiden Seiten fand man das Fest auf einmal sehr wenig amüsant, heiss und unerquicklich.

«Eine seltsame Person, diese Ferraris», sagte Friedrichsen, als er mit Wera heimfuhr. «Ich glaube, sie lässt als Frau so wenig zu wünschen übrig, wie er als Mann viel zu wünschen übriglässt. Jedenfalls werden wir gut daran tun, diese Leute nun wirklich nicht wiederzusehen.»

5

Man sah sich aber dennoch wieder. Nicht zwar, dass sich Friedrichsen und die Ferraris wieder gesehen hätten — wohl aber Ferraris und Wera. Er liess sich ein paar Tage später in Abwesenheit ihres Mannes bei ihr melden und ward natürlich nicht angenommen; doch schob er den Bedienten, der ihm den Weg vertreten wollte, beiseite und drang, sehr nervös, zu ihr ins Zimmer. Er verlangte von ihr zu wissen, ob sie bei ihrem Mann schon etwas unternommen habe — wenn nicht, werde er die unangenehmen Dinge, die er ihr in Aussicht gestellt, wahrzumachen haben.

«Du selbst», schrie sie, «bist doch an allem schuld, was ich je getan habe! Du allein hast mich dazu gebracht, den ohne dich hätte ich es niemals getan!»

«Mir selber sind doch diese alten Geschichten am widerwärtigsten», sagte er, indem er den Ton änderte. «Aber es liegt nur in deiner, nicht in meiner Hand, sie zu begraben. Denn offen gestanden ist meine Lage zu prekär geworden, dass ich mir's weiterhin leisten könnte, dich ohne Gegenleistung zu schonen. Stirbt das Projekt endgültig, so bin ich auch in Wien misskreditiert, und nirgendwo würde selbst ein Hund mehr ein Stück Brot von mir nehmen. Ich *muss* dich also zwingen, mit deinem Mann zu reden. Du kannst ihm ja andeuten, dass auch für dich, ja sogar für ihn selber, sehr viel von eurem Gespräch abhängt. Sprichst du nämlich nicht mit ihm, oder weigert er sich, zu

tun, was du ihm vorschlagen wirst, so kann auch ich, in meiner Situation, nicht mehr dafür ein- stehen, dass ich mit dem, was ich von dir weiss, dichthalte; und das dürfte ihm ebenso peinlich sein wie dir selbst. Ich bedaure, dieses Mittel gegen ihn anwenden zu müssen, aber ich habe keine andere Wahl mehr; und schliesslich war's doch er, der mich hierher verlangt und dann in diese Lage gebracht hat. Er wird also auch nicht so tun können, als ginge das Ganze ihn nichts weiter an; sondern auch er soll etwas davon haben, dass er durchaus den Wunsch hatte, das Vergnügen meiner Bekanntschaft zu machen. *Ich* habe mich ihm ja nicht aufgedrängt.»

Sie versuchte vergeblich, ihn umzustimmen. Weil er aber auf seinem Vorsatz beharrte und, wie er sagte, beharren musste, da seine ganze mühsam geschaffene — oder wiedergeschaffene — Existenz daran hing, so sagte sie ihm schliesslich zu — mehr freilich, um ihn für den Augenblick loszu- werden und einen Ausweg bedenken zu können, als weil sie wirklich mit ihrem Manne hätte reden wollen. Doch hatte er sie kaum verlassen, als sie sich sagte oder glaubte, sagen zu müssen, sie werde diesen Menschen und die Gefahr, die er für sie bedeutete, niemals abschütteln, sie werde sich nur retten können, wenn sie sich zum Aeussersten ent- schliesse. Ein Gespräch, wie er es ihr vorgeschlagen hatte, mit ihrem Manne zu führen, war völlig sinnlos. Es konnte zu nichts anderem dienen, als dass sie auf die Strasse gejagt wurde. In ihrer Verstörtheit eilte sie zu ihres Mannes Schreib- tisch, riss die Laden auf, durchwühlte sie und nahm die Pistole an sich, mit der er im Winter- garten hin und wieder nach der Scheibe zu schies- sen pflegte. Es war ein Browning grossen Kalibers. Im Besitze der Waffe, wenngleich sie noch nicht wusste, ob sie sie gegen jenen Menschen oder gegen sich selbst richten solle, fühlte sie sich, wenn nicht weniger verzweifelt, so doch gefasster. Sie verbarg sie unter ihrer Wäsche.

Dann lag sie auf dem Diwan zusammenge- krümmt, und in ihre Augen trat der Ausdruck

eines Raubtiers, das bereit ist, sich auf jeden zu stürzen, der ihm zu nahe kommt. Dennoch aber hätte sie lachen müssen, wenn sie bedacht hätte, dass sie nicht eigentlich im Begriffe stand, die Freiheit ihres früheren Lebens zu verteidigen, son- dern die Wohlanständigkeit des Hauses, in das sie geheiratet hatte. War sie zuletzt nicht *wirklich* eine Friedrichsen geworden — ganz wie Christian Detlev es vorausgesagt?

Als ihr Mann heimkam, sprach er wenig und schien gedankenvoll, war aber im ganzen nicht unliebenswürdig. Er ging im Haus umher, nahm dies und jenes zur Hand, legte es wieder fort, trat bei den Kindern ein, betrachtete sie lange, kam dann wieder heraus und begann von neuem, im Hause umherzustreifen. Es machte den Eindruck, er habe etwa schon Feierabend gemacht und wisse nun nicht mehr, womit er sich für den Augenblick beschäftigen solle.

«Warum eigentlich», fragte er plötzlich seine Frau, «warum hast du mir immer so wenig von dir erzählt, ich meine: von deinem Tun und Las- sen aus der Zeit, bevor wir geheiratet haben?»

Sie starrte ihn an. «Wie kommst du darauf?» brachte sie schliesslich heraus.

«Es hätte dein Leben vielleicht einfacher ge- staltet», sagte er. «Mir selbst freilich hättest du nichts Neues sagen können, denn ich hätte ja doch schon alles gewusst, was du mir etwa ...»

«Du hättest es gewusst?»

«Ja.»

«Was willst du damit sagen?» schrie sie.

«Du merkst doch», sagte er, «dass ich es für kein Hindernis unserer Ehe gehalten habe. Denn damals war dein Leben ja noch das deine, und du hast damit tun können, was du wolltest; und seit es das meine ist, hast du nichts getan, was nicht auch ich selber hätte tun können ...»

«Mein Gott», rief sie, «*was* hast du gewusst, und woher hast du es ...»

«Woher? Nun, in meiner Stellung bin ich ja verpflichtet, vieles zu wissen. Was es war, das ich

*Das Leben ist voller Ge-
duld: es gibt uns jedes Jahr
eine neue Chance. Wir kön-
nen — wenn wir es schon
nicht mit jedem Tag ma-
chen — jedes Jahr wieder-*

*geboren werden... als neue
Menschen, weniger laut, we-
niger fordernd, mit mehr
Verständnis für den andern,
liebenswürdiger und duld-
samer, gütiger auch, mit*

*heiterem Blick selbst für
den Gegner. Warum ergrei-
fen wir so selten diese Ge-
legenheit?*

Eduard H. Steenken

gewusst habe? Zum Beispiel, dass dir Ferraris kein Fremder war, dass er deine erste Ehe zerstört hat, mit jenem Herrn Krasinski — du hast gut daran getan, den Namen abzulegen —, und dass er dich, unter anderem, zu Dingen veranlasst hat, oder sagen wir besser: veranlassen wollte, mit denen er auch seine jetzige Frau betraut. Ich habe dir's hoch angerechnet, dass du ihn verlassen hast, als du es merktest. Denn du hast es doch *rechtzeitig* merken müssen, nicht wahr? Gib mir übrigens den Browning wieder, du brauchst ihn nicht mehr.»

«Den Browning?»

«Ja. Ich vermisse ihn in meinem Schreibtisch. Jan hat nämlich recht gehabt.»

«Jan? Was für ein Jan?»

«Unser Diener Jan. Als er Ferraris zum erstenmal sah, glaubte er, ein Gespenst zu sehen oder einen Totenkopf. Weiss denn ich, was diese Geisterseher alles zu sehen glauben! Aber nun ist er wirklich tot.»

«Wer ist tot?» schrie sie.

«Ferraris. Als er dich verliess — denn er war doch hier —, ging er heim und fand eine Depesche aus Wien vor, mit welcher nun auch seine Gruppe die Verbindung zu ihm abbrach. Da erschoss er sich. Denn die Nachrichten, die wir hier über ihn gesammelt haben, müssen bei aller Diskretion durch uns selbst, eben doch nach Wien gesickert sein.»

Sie brach in Schluchzen aus. Er ergriff ihre Hände, die sie vor das Gesicht geschlagen hatte, zog sie zu sich empor und versuchte, sie zu beruhigen.

«Unglaublich eigentlich», sagte er, «dass man auch dort so wenig von ihm gewusst haben soll. Aber in jenem glücklichen Oesterreich... Im Grunde zwar», fügte er hinzu, «beschwert mich nun der Tod dieses Menschen. Denn wenngleich ich wusste, wie seine Natur war, und wenn ich auch seine Projekte nie wirklich ernst genommen habe, bin doch ich es gewesen, der ihn hierherzukommen veranlasst hat, um die Vorschläge, die er mir machen würde wenigstens zu prüfen. Er war ein sehr geschickter Unterhändler, und im Falle einer besseren Sache... Nun, man nimmt manches auf sich, wenn es sich um das Ansehen des Hauses, dem man angehört, und um die Sicherheit der Familie handelt. Von jetzt an, jedenfalls, wird niemand mehr dein Vorleben in die Waagschale des Geschäftes werfen können. Fass dich, denk an mich, denk an dich selbst und an das Glück unserer Kinder...!»

Friedrick Schnack

JULI ODER HEUMOND

«Die erste Birn' bringt Margaret,
Drauf überall die Ernt' angeht.»

Möge die Nothelferin Margarete ihren freundlichen Blick auch dem Garten gönnen, nicht nur dem Feld und seinen Früchten! Auf diesen Wiesen wird Heu gemacht. Der würzige Duft schwadet vorüber. Regen darf es jetzt keinen geben. Aber im Garten soll gegossen werden. Wer nicht viel giesen kann, muss flach hacken. Der Jahresbogen, auf dem die Sonne feurig dahin rollt, hat seinen Scheitelpunkt erreicht. Die hohe Sonnenblume leuchtet im Garten, selber eine Sonne, ist sie das Sinnbild des Tagesgestirns. Die Rosen blühen verschwenderisch, sie blühen immer noch. Die Blumengärtnerin pflanzt späte Asten. Von den Rosenstöcken und Blumenstauden schneidet sie die abgeblühten Blütenstände, wodurch neue Knospen und Blumen hervorgehockt werden. Die Reste bringt sie auf den Komposthaufen, wo sich auch das Unkraut ansammelt, doch kein aussamendes: sie triebe den Unkrauteufel mit dem Unkrautbeelzebub aus. Im Vorbeigehen bewundert sie die hochaufgeschossenen Stockrosen am Zaun. Sie erst machen einen Garten wahrhaft hochsommerlich. Manche ihrer Malvenrosen an den langen Pflanzenstäben sind zart wie Papier. — Dahlien und Gladiolen müssen angeheftet werden. — Der Gartenmann im Gemüsegarten hat einige abgeräumte Beete umgegraben und mit Komposterde gekräftigt. Auf Herbstrüben hat er es abgesehen. Sollte er nicht noch einmal Buschbohnen säen? Er tut es. Rapünzchensamen wirft er breitwürfig aus. Die Tomatenstöcke sind nun ungefähr meterhoch. Die Seitentriebe bricht er aus, die Spitzentriebe kappt er zum Monatsende. Die untersten Früchte beginnen zu reifen. — Fallobst liegt im Obstgarten. Weg damit! Man darf es nicht liegen lassen, die Obstmade hätte sonst ein zu gutes und ungehemmtes Leben. Rings um die Kronentraufe seiner Obstbäume bohrt er mit der Lanze vorsichtig Löcher in den Boden. Die füllt er dann mit Wasser oder auch mit einer Nährlösung.